Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 9 (1953)
Heft: 7

Artikel: Von allerlei Redensarten : eine sprachliche Plauderei
Autor: Behaghel, D.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420290

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

37. Jahrgang der „Mitteilungen"

Heumonat 1953 9. Jahrg. Nr. 7

Von allerlei Redensarten

Eine sprachliche Plauderei von O. Behaghel

Schon seit dem 14. Jahrhundert besitzen wir Sammlungen von Sprichwörtern. Man hat auf diese nicht immer um ihrer selbst willen aufgemerkt. Eine der ältesten, die 162 Nummern umfaßt, will dem Prediger eine Hilfe sein; das Sprichwort wird hier jeweils mit dem sonntäglichen Text verknüpft und zum Frommen des Redners ausgelegt. Erst später hat man mit den Sprichwörtern auch auf die sprichwörtlichen Redensarten geachtet, die nicht eine Lehre, einen Satz der Weisheit enthalten, sondern nur allgemein gebräuchliche Teile der Rede, solche freilich, deren ursprünglicher Sinn vergessen ist oder uns nicht zum Bewußtsein kommt. Eines der merkwürdigsten Bücher, die sich mit diesen Dingen beschäftigen, ist J. J. K. Bückings, praktischen Arztes zu Wolfenbüttel, „Versuch einer medicinischen und physikalischen Erklärung deutscher Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten" vom Jahre 1797, den, beiläufig bemerkt, J. P. Hebel gelegentlich für sein Schatzkästlein benützt hat. Von Erklärung ist freilich kaum die Rede. Der Verfasser benützt vielmehr die einzelnen Wendungen, um daran tiefsinnige medizinische und physikalische Belehrungen anzuknüpfen. Zum Beispiel beginnt der Abschnitt über „sich zwischen zwey Stühlen niedersetzen" folgendermaßen: „Das ist ebenso unbequem, als es ungesund ist, auf einem schlechten Stuhl zu sitzen, hauptsächlich für Gelehrte, und überhaupt für Leute, die viel im Sitzen schreiben müssen" und schließt mit der verblüffenden Weisheit: „Das Beste wird also seyn, daß man

Sitzen, Stehen und Gehen, in proportionierten Zeiträumen miteinander abwechseln läßt."

Aus neuerer Zeit besitzen wir zwei wertvolle erläuternde Sammlungen, die eine, die bereits 1888 das Licht der Welt erblickte und jetzt in sechster Auflage vorliegt: „Borchardt-Wustmann, die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund", die zweite: „Deutsche Sprichwörterkunde" von Friedrich Seiler, 1922 erschienen.

Ich greife aus dem überreichen Schatz der volkstümlichen Redensarten eine kleine Reihe heraus, teils solche, nach deren Bedeutung ich besonders oft gefragt werde, teils solche, die bis jetzt gar nicht oder falsch erklärt worden sind.

Wie kommt „einem ein X für ein U vormachen" zu der Bedeutung „betrügen"? Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig hat im 16. Jahrhundert eine Komödie geschrieben „Von einem Wirthe oder Gastgeber"; darin heißt es: „Da bringt man den Gesten die Rechnung und schreibet ein X vor (= für) ein V." Es handelt sich also um die Zeche, die der Wirt macht, und es handelt sich ursprünglich nicht um ein U, sondern ein V, das mit U gleichwertig ist, nach dem Brauch der lateinischen Schrift. V ist aber zugleich das lateinische Zeichen für den Zahlenwert fünf, wie X den Zahlenwert zehn darstellt. Wer also ein X für ein V auf die Rechnung setzte, der schrieb dem Gast den doppelten Betrag an. Oder anders ausgedrückt: er fügte zu dem einen V darunter noch ein zweites hinzu, so daß es die X ergab, das heißt, er schrieb „mit doppelter Kreide". Mit der Abrechnung hat auch das „Kerbholz" zu tun: es war ein Holzstäbchen, auf dem Zeichen und Zahlen eingekerbt wurden; auch der Name dessen, der eine Schuld hatte, wurde dort vermerkt. Eine ähnliche Vorstellung liegt dem „Sündenregister" zugrunde. Schon im „Muspilli" des 9. Jahrhunderts, dem Gedicht vom Weltuntergang, wird der Richter, der um Geld das Recht beugt, daran erinnert, daß der Teufel im Verborgenen dabei steht und Rechnung führt über jegliches Böse, das der Mensch früher oder später tut. Man muß sich also vielfach in das Denken und Erleben vergangener Zeiten versetzen, um die Wendungen zu verstehen, die die Gegenwart festgehalten hat, nachdem die Sache lange untergegangen war. An das alte Turnierwesen erinnert „in die Schranken treten"; mit den Schranken wurde der Kampfplatz abgesperrt. Bei dem Anrennen mit

dem Speer wurde der Gegner „aus dem Sattel gehoben" und „auf den Sand gesetzt". Was der Ritter „im Schilde führte", das war ursprünglich nichts Böses: es war die Zierde, die auf dem Schild aufgeheftet oder aufgemalt war und an der die Freunde den Kämpfer erkannten; aus ihnen sind dann die späteren Wappen hervorgegangen. Von der Scheide des Schwertes berichten die schmuckfreudigen Dichter des Mittelalters des öftern, daß sie von Gold gewesen sei, aber sie war auch von Holz oder — bis in unsere Zeit hinein — von Leder; daher „vom Leder ziehen" soviel als: das Schwert ziehen. Der Fechter durfte sich natürlich keine „Blöße geben", und hatte das Schwert einen Schaden erlitten, so mußte die „Scharte ausgewetzt" werden. In spätere Zeit führt das „Lauffeuer", über das uns ein Kriegslexikon des 18. Jahrhunderts berichtet, daß in der Front ein Mann nach dem andern sein Gewehr losbrennt. Bei Aushebungen wurde gewissen Bezirken, ja einzelnen Herren auferlegt, „ihren Mann zu stellen".

Es ist vornehm, „die Tafel aufzuheben". Das heißt aber nicht bloß, wie ein Erklärer gemeint hat, das Tischtuch aufheben, sondern die Tischplatte selbst wurde aufgehoben: „man huop den tisch", erzählt Wolfram von Eschenbach in seinem Parzival. Man hatte Tischgestelle, ähnlich wie die heutigen Serviertische, die durch Gurten verbunden waren; auf diese wurden die Tischplatten gelegt. Ebenso ist es vornehm, jemand zu fragen: „In welchem Gasthaus werden Sie absteigen?" Das erinnert an die Zeit, wo der Jemand hoch zu Roß angeritten kam. — Daß ein Mädchen „unter die Haube kommt", wenn es sich verheiratet, daß die Verheiratete eine Haube trägt, die den Ledigen nicht zukommt, ist bekannt. Aber weshalb ist die Haube zum Sinnbild der Vermähltheit geworden? Unsere Sitten und Bräuche haben, so seltsam, so unsinnig sie scheinen mögen, ursprünglich ihren ganz vernünftigen Sinn gehabt: Sitte und Brauch ist vergessene Zweckmäßigkeit. Daß die Frau mit der Haube das Haupt bedeckte, war eine Forderung des Mannes, der nicht dulden wollte, daß das schöne Haar der Gattin Bewunderer, Verehrer anlockte. Seltsam erscheint es, wenn jemand „schreit wie ein Zahnbrecher". Man sollte denken, der habe Grund zu schreien, dem der Zahn ausgebrochen wird. Aber die Wendung hat doch ihre Richtigkeit. Viel mehr als heute wurde in älterer Zeit das Handwerk auf Märkten, bei Kirchweihen u. dgl. ausgeübt, wo die Kunden in

„marktschreierischer" Weise angelockt wurden, und gerade vom Vorfahren des heutigen Zahnarztes erzählt Hans Sachs: „Da war allda ein zanbrecher, derselbig fing zu schreyen an: her, her, wer hat ein bösen zan?" Ebenso seltsam scheint es, daß jemand „mit der Wurst nach der Speckseite wirft", durch eine kleine Gabe oder Gefälligkeit einen größeren Vorteil zu erlangen sucht. Ich habe noch bei keinem Metzger oder Bauern ein solches Verfahren erlebt, und doch ist es älterer Zeit vertraut gewesen; denn schon ein mittelhochdeutscher Dichter gibt dem, der viel gewinnen will, den Rat: „Wirf die Wurst an den Schinken; dann wird er krachen und mit der Wurst herunterfallen." Ganz töricht ist die herkömmliche Erklärung von „Daß dich das Mäusle beiß". Man behauptet, darin stecke ein frühneuhochdeutsches Wort „das Meisel", das den Aussatz bezeichnet habe. Dieses Wort ist aber dem großen Grimmschen Wörterbuch gänzlich unbekannt, und es kann gar nicht bestanden haben; in älterer Zeit bedeutet zwar miselsuht den Aussatz, aber das Wort hat in der Stammsilbe ein kurzes i, das in der späteren Sprache nicht zu ei oder äu werden kann. Wie nun freilich die Wendung wirklich zu erklären ist, bleibt unklar; sie teilt dieses Schicksal mit zahlreichen anderen, die die Laune des Augenblicks geschaffen hat.

In manchen Fällen handelt es sich nicht um eine Veränderung in den Dingen selbst, sondern um eine solche in der Wortbedeutung. „Das Handwerk grüßen" hat mit der Bedeutung unseres heutigen Wortes „Gruß" nichts zu tun. „Grüßen" bedeutet ursprünglich nur so viel wie „ansprechen", „anreden", eine Bedeutung, die dem Schweizer noch heute nicht unbekannt ist. In „Brief und Siegel", in „verbriefen" bedeutet Brief ursprünglich soviel wie Urkunde. „Zu guter Letzt" hieß früher „zu guter Letze", und „Letze" bedeutet das Ende, insbesondere den Abschied mit dem Abschiedstrunk. „Wurst wider Wurst" enthält nicht unser „wider" im feindlichen Sinn, sondern die Wendung ist zu übersetzen: „Wurst um Wurst" und entspricht einer heute noch in gewissen Gegenden lebendigen Sitte, daß befreundete Familien sich beim Schlachten gegenseitig mit Würsten beschenken.

Von den Wendungen, die nicht Nachklang vergangener Tage sind, erklären sich die meisten von selber, wie etwa: „in Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen haben", oder die Ausdrücke, die vom

Kartenspiel stammen, wie „einen Trumpf darauf setzen", „einem in die Karten sehen", „klein beigeben". Aber doch bedarf es auch hier bisweilen der Überlegung oder bestimmter Kenntnisse. „Auf die leichte Achsel nehmen" hat man beanstandet, weil doch nicht die Achsel leicht sei, sondern das Ding, das darauf gelegt wird. Man hat sogar gemeint, es habe ursprünglich nicht die leichte Achsel, sondern die leichte Achse geheißen, als ob dadurch etwas gebessert würde. Die leichte Achsel hat ihr Seitenstück in der „faulen Haut", auf die man sich legt. Denn nicht die Haut ist faul, sondern der Mensch, der darauf sich ausstreckt. Und es ist eine bekannte Erscheinung des Sprachlebens, daß in der Verknüpfung der Begriffe Verschiebungen geschehen können, daß zum Beispiel der Sache eine Bestimmung beigesellt wird, die eigentlich zur handelnden Person gehört. So ist auch ein blindes Fenster ein solches, durch das man nichts sieht, eine taube Nuß eine solche, in der man nichts hört. Oder ein anderes: nicht der Krug läuft voll Wasser, sondern das Wasser läuft; nicht der Himmel hängt voll Geigen, sondern die Geigen hängen. „Oberwasser haben" kommt von der Mühle, deren Rad oberschlächtig betrieben wird, das heißt, wo das Wasser von oben auf das Rad fällt, also mehr Kraft hat, als wenn es von unten auf das Rad wirkt. „Das ist kein Pappenstiel" denkt an einen Stiel, auf dem der Pappus sitzt, das heißt die haarige Samenkrone, die der Wind zerstäubt; es handelt sich also um den Löwenzahn, eine der verbreitetsten, also wertlosesten Blumen. „Sich freuen wie ein Schneekönig" erinnert an den Schneemann, der in der Regel ein komisch-fröhliches Gesicht macht. „Auf den Hund kommen" wird ursprünglich von demjenigen gesagt, der früher sein Gefährt vom Pferd hat ziehen lassen, nun aber, heruntergekommen, einen Hund vorspannen muß. „Köhlerglaube" ist zunächst der Glaube der Köhler, die weltfremd, von Stadt und Menschen abgeschieden, ihrem Handwerk obliegen. Wie kommt aber eine Laus dazu, mir „über die Leber zu laufen"? Die Kleiderlaus nistet mit Vorliebe in den Falten der Kleider und zumal in der Gegend des Gürtels; ein alter Feldzugsteilnehmer berichtet, daß er gerade dort das Treiben der Laus besonders schmerzhaft empfunden habe. Hier aber befindet sie sich in der Tat über der Leber. Natürlich muß sich dadurch die Leber gekränkt fühlen, sie wird zur gekränkten Leber, und diese wird umgebildet zur „gekränkten Leberwurst". Daß mir aber

eine Sache „wurst ist", kommt daher, daß die Wurst zwei Enden hat und es gleichgültig ist, auf welcher Seite man sie anschneidet. „Den Weg hat der Fuchs mit dem Schwanz gemessen", sagt man, wenn eine Entfernungsangabe nicht stimmt, das heißt eine zum Messen ganz ungeeignete Persönlichkeit hat mit einem ganz ungeeigneten Werkzeug das Maß genommen.

Es gibt schließlich Wendungen, die bewußt unsinnig sind, denen keine Tatsache der Wirklichkeit entspricht. Dahin gehören vor allem die Übertreibungen: „lügen, daß sich die Balken biegen", „sich um den Finger wickeln lassen", „einem den Kopf zurechtrücken", „einem ein Loch in den Bauch reden", „ihm auf der Nase herum tanzen", „mir fällt ein Stein vom Herzen", wo man indes vielleicht auch an das Märchen vom treuen Johannes denken könnte. Unmöglich ist es aber auch, „die Kirche ums Dorf zu tragen", und niemand wird auf den Gedanken kommen, seine Ausgaben und Darlehen „in den Schornstein zu schreiben", damit sie dort vom Ruß überdeckt werden.

Sinnlos scheint es auch, wenn man von jemand, der einen Fehler gemacht hat, behauptet, „er habe einen Bock geschossen"; denn das beweist kein Ungeschick des Jägers, sondern gereicht ihm im Gegenteil zum Ruhm. Ich denke mir, daß hier anfänglich eine ironische Redeweise vorlag: „Jawohl, der hat einen Bock geschossen", wenn man von einem ganz ungeschickten Schützen redet. Daß ein ironischer Ausdruck dann rein verneinenden Sinn bekommt, bezeugt das pfälzische awol (= ja wohl), das geradezu, ohne jeden ironischen Klang, so viel wie nein bedeuten kann.

Fragt man nach den Quellen, aus denen solche Redensarten fließen, so zeigt sich, daß weitaus die meisten nur aus der unmittelbaren Erfahrung des Lebens, des vergangenen wie des gegenwärtigen, geschöpft sind. Manche haben jedoch einen anderen Ursprung. Nicht wenige stammen aus der Bibel, wie, um nur ein paar zu nennen, aus dem Alten Testament „der Sündenbock", „dem Gottlosen den Rest", aus dem Neuen „den Weizen von der Spreu sondern", „Perlen vor die Säue werfen", „den Splitter in des Nächsten Auge sehen", „der Wolf in Schafskleidern". Daher nun auch: „von Pontius zu Pilatus schicken", denn Christus wird von Pontius Pilatus zu Herodes, von Herodes zu Pontius Pilatus geschickt. Daß dieselbe Person zweimal eine Rolle

spielt, als Ausgangspunkt und als Ziel des Sendens, wird dadurch angedeutet, daß man ihren Namen in zwei Teile spaltete. Aus einem Schriftwerk des 16. Jahrhunderts, aus den „Schildbürgern", deren Titel ja selbst sprichwörtlich geworden ist, stammt die Frage: „Haben wir etwa die Schweine miteinander gehütet?"; denn sie berichten, wie zum Schultheiß der Schweinehirt gewählt worden war; dem begegnete „ein anderer, welcher vor etlichen Jahren die Säue mit ihm hütete, unwissend, daß er der Schultheiß wäre, ihn deshalben als einen alten Sauhirten und guten Gesellen duzte"; dagegen verwahrt sich der neue Würdenträger und verlangt die höfische Form der Anrede.

Die Lage der deutschen Sprache im Großherzogtum Luxemburg

Das Großherzogtum Luxemburg, zwischen Belgien, Deutschland und Frankreich gelegen, hat eine Fläche von rund 2600 Quadratkilometern und zählt gegen 350000 Einwohner. Dieses Ländchen gehört in seiner ganzen Ausdehnung zum deutschen Sprachgebiet. Im mündlichen Verkehr wird allgemein „letzeburgisch", d. h. luxemburgisch gesprochen, eine moselfränkische Mundart, wie sie auch in den angrenzenden deutschen Gebieten und im Lothringischen zu finden ist; zweifellos keine keltische oder französische oder niederländische, sondern eben eine deutsche Mundart. Im übrigen dient wie überall in Ländern deutscher Zunge für Presse, Predigt usw. die gemeindeutsche Schriftsprache als allgemeines Verständigungsmittel. Daneben wird im Lande und vor allem in der Hauptstadt Luxemburg selbst auch viel französisch gesprochen und geschrieben. Staat und Hof als solche gebärden sich französisch. Die Straßennamen in der Stadt Luxemburg sind französisch angeschrieben. Es herrscht also eine Art Zweisprachigkeit, die aber nicht darüber wegtäuschen darf, daß das Deutsche die Muttersprache der Luxemburger ist, während das Französische, obwohl von vielen beherrscht, eben doch eine zugelernte Fremdsprache ist. Diese Zweisprachigkeit wird durch das Schulwesen am Leben erhalten. Der Unterricht in den Schulen baut zwar — im Gegensatz zu den pädagogisch unmöglichen Verhältnissen im nahen Lothringen und im Elsaß — auf der deutschen Muttersprache auf, doch tritt diese von Klasse zu Klasse die Rolle der Unterrichts-